

Hölderlin: Der Weingott/Brod und Wein

Manfred Hörz

1. Strophe

Rings um ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse,
Und, mit Fakeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.

3 Satt gehn heim von Freuden des Tags zu ruhen die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt

6 Wohlfrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.

Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann

9 Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen
Immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beet.

12 Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk ruft ein Wächter die Zahl.

Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Schattenbild unserer Erde, der Mond

15 Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,

18 Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen
Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf.

2. Strophe

Wunderbar ist die Gunst der Hoherhabnen und niemand
Weiß von wannen und was einem geschieht von ihr.

21 So bewegt sie die Welt und die hoffende Seele der Menschen,
Selbst kein Weiser versteht, was sie bereitet, denn so

24 Will es der oberste Gott, der sehr dich liebet, und darum
Ist noch lieber, wie sie, dir der besonnene Tag.

Aber zuweilen liebt auch klares Auge den Schatten
Und versuchet zu Lust, eh' es die Noth ist, den Schlaf,

27 Oder es blickt auch gern ein treuer Mann in die Nacht hin,
Ja, es ziemet sich ihr Kränze zu weihn und Gesang,

30 Weil den Irrenden sie geheiliget ist und den Todten,
Selber aber besteht, ewig, in freiestem Geist.

Aber sie muß uns auch, daß in der zaudernden Weile,
Daß im Finstern für uns einiges Haltbare sei,

33 Uns die Vergessenheit und das Heiligtrunkene gönnen,
Gönnen das strömende Wort, das, wie die Liebenden, sei,

Schlummerlos und vollern Pokal und kühneres Leben,
36 Heilig Gedächtniß auch, wachend zu bleiben bei Nacht.

3. Strophe

Auch verbergen umsonst das Herz im Busen, umsonst nur
Halten den Muth noch wir, Meister und Knaben, denn wer

39 Möcht' es hindern und wer möcht' uns die Freude verbieten?
Göttliches Feuer auch treibet, bei Tag und bei Nacht,

Aufzubrechen. So komm! daß wir das Offene schauen,
42 Daß ein Eigenes wir suchen, so weit es auch ist.

Fest bleibt Eins; es sei um Mittag oder es gehe
Bis in die Mitternacht, immer bestehet ein Maas,

45 Allen gemein, doch jeglichem auch ist eignes beschieden,
Dahin gehet und kommt jeder, wohin er es kann.

Drum! und spotten des Spotts mag gern frohlokkender Wahnsinn,
48 Wenn er in heiliger Nacht plötzlich die Sänger ergreift.

Drum an den Isthmos komm! dorthin, wo das offene Meer rauscht
Am Parnaß und der Schnee delphische Felsen umglänzt,

51 Dort ins Land des Olymps, dort auf die Höhe Cithärons,
Unter die Fichten dort, unter die Trauben, von wo

Thebe drunten und Ismenos rauscht im Lande des Kadmos,
54 Dorther kommt und zurück deutet der kommende Gott.

4. Strophe

Seeliges Griechenland! du Haus der Himmlischen alle,
Also ist wahr, was einst wir in der Jugend gehört?

57 Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge,
Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!

Aber die Thronen, wo? die Tempel, und wo die Gefäße,
60 Wo mit Nectar gefüllt, Göttern zu Lust der Gesang?

Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden Sprüche?
Delphi schlummert und wo tönet das große Geschik?

63 Wo ist das schnelle? wo brichts, allgegenwärtigen Glücks voll,
Donnernd aus heiterer Luft über die Augen herein?

Vater Aether! so riefs und flog von Zunge zu Zunge
66 Tausendfach, es ertrug keiner das Leben allein;

Ausgetheilet erfreut solch Gut und getauschet, mit Fremden,
Wirds ein Jubel, es wächst schlafend des Wortes Gewalt

69 Vater! heiter! und hallt, so weit es gehet, das uralte
Zeichen, von Eltern geerbt, treffend und schaffend hinab.

Denn so kehren die Himmlischen ein, tiefschütternd gelangt so
72 Aus den Schatten herab unter die Menschen ihr Tag.

5. Strophe

Unempfunden kommen sie erst, es streben entgegen
Ihnen die Kinder, zu hell kommet, zu blendend das Glück,

75 Und es scheut sie der Mensch, kaum weiß zu sagen ein Halbgott,
Wer mit Nahmen sie sind, die mit den Gaaben ihm nahn.

Aber der Muth von ihnen ist groß, es füllen das Herz ihm
78 Ihre Freuden und kaum weiß er zu brauchen das Gut,

Schafft, verschwendet und fast ward ihm Unheiliges heilig,
Das er mit segnender Hand thörig und gütig berührt.

81 Möglichst dulden die Himmlischen diß; dann aber in Wahrheit
Kommen sie selbst und gewohnt werden die Menschen des Glücks

Und des Tags und zu schaun die Offenbaren, das Antlitz
84 Derer, welche, schon längst Eines und Alles genannt,

Tief die verschwiegene Brust mit freier Genüge gefüllet,
Und zuerst und allein alles Verlangen beglückt;

87 So ist der Mensch; wenn da ist das Gut, und es sorget mit Gaaben
Selber ein Gott für ihn, kennet und sieht er es nicht.

Tragen muß er, zuvor; nun aber nennt er sein Liebstes,
90 Nun, nun müssen dafür Worte, wie Blumen, entstehn.

6. Strophe

Und nun denkt er zu ehren in Ernst die seeligen Götter,
Wirklich und wahrhaft muß alles verkünden ihr Lob.

93 Nichts darf schauen das Licht, was nicht den Hohen gefällt,
Vor den Aether gebührt müßigversuchendes nicht.

- 96 Drum in der Gegenwart der Himmlischen würdig zu stehen,
Richten in herrlichen Ordnungen Völker sich auf
- Untereinander und baun die schönen Tempel und Städte
Vest und edel, sie gehn über Gestaden empor –
- 99 Aber wo sind sie? wo blühn die Bekannten, die Kronen des Festes?
Thebe welkt und Athen; rauschen die Waffen nicht mehr
- 102 In Olympia, nicht die goldnen Wagen des Kampfspiels,
Und bekränzen sich denn nimmer die Schiffe Korinths?
- Warum schweigen auch sie, die alten heiligen Theater?
Warum freuet sich denn nicht der geweihte Tanz?
- 105 Warum zeichnet, wie sonst, die Stirne des Mannes ein Gott nicht,
Drückt den Stempel, wie sonst, nicht dem Getroffenen auf?
- 108 Oder er kam auch selbst und nahm des Menschen Gestalt an
Und vollendet' und schloß tröstend das himmlische Fest.

7. Strophe

- Aber Freund! wir kommen zu spät. Zwar leben die Götter,
Aber über dem Haupt droben in anderer Welt.
- 111 Endlos wirken sie da und scheinens wenig zu achten,
Ob wir leben, so sehr schonen die Himmlischen uns.
- 114 Denn nicht immer vermag ein schwaches Gefäß sie zu fassen,
Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch.
-
.....
- Traum von ihnen ist drauf das Leben. Aber das Irrsaal
Hilft, wie Schlummer und stark machet die Noth und die Nacht,
- 117 Biß daß Helden genug in der ehernen Wiege gewachsen,
Herzen an Kraft, wie sonst, ähnlich den Himmlischen sind.
- 120 Donnernd kommen sie drauf. Indessen dünket mir öfters
Besser zu schlafen, wie so ohne Genossen zu seyn,
- So zu harren und was zu thun indeß und zu sagen,
Weiß ich nicht und wozu Dichter in dürftiger Zeit?
- 123 Aber sie sind, sagst du, wie des Weingotts heilige Priester,
Welche von Lande zu Land zogen in heiliger Nacht.

8. Strophe

- 126 Nemlich, als vor einiger Zeit, uns dünket sie lange,
Aufwärts stiegen sie all, welche das Leben beglückt,
Als der Vater gewandt sein Angesicht von den Menschen,
Und das Trauern mit Recht über der Erde begann,
- 129 Als erschienen zu lezt ein stiller Genius, himmlisch
Tröstend, welcher des Tags Ende verkündet' und schwand,
132 Ließ zum Zeichen, daß einst er da gewesen und wieder
Käme, der himmlische Chor einige Gaaben zurück,
Derer menschlich, wie sonst, wir uns zu freuen vermöchten,
Denn zur Freude, mit Geist, wurde das Größre zu groß
- 135 Unter den Menschen und noch, noch fehlen die Starken zu höchsten
Freuden, aber es lebt stille noch einiger Dank.
138 Brot ist der Erde Frucht, doch ists vom Lichte geseegnet,
Und vom donnernden Gott kommet die Freude des Weins.
Darum denken wir auch dabei der Himmlischen, die sonst
Da gewesen und die kehren in richtiger Zeit,
- 141 Darum singen sie auch mit Ernst die Sänger den Weingott
Und nicht eitel erdacht tönet dem Alten das Lob.

9. Strophe

- 144 Ja! sie sagen mit Recht, er söhne den Tag mit der Nacht aus,
Führe des Himmels Gestirn ewig hinunter, hinauf,
Allzeit froh, wie das Laub der immergrünenden Fichte,
Das er liebt, und der Kranz, den er von Epheu gewählt,
- 147 Weil er bleibet und selbst die Spur der entflohenen Götter
Götterlosen hinab unter das Finstere bringt.
150 Was der Alten Gesang von Kindern Gottes geweissagt,
Siehe! wir sind es, wir; Frucht von Hesperien ists!
Wunderbar und genau ists als an Menschen erfüllet,
Glaube, wer es geprüft! aber so vieles geschieht,
- 153 Keines wirket, denn wir sind herzlos, Schatten, bis unser
Vater Aether erkannt jeden und allen gehört.
156 Aber indessen kommt als Fakelschwinger des Höchsten
Sohn, der Syrier, unter die Schatten herab.

Seelige Weise sehns; ein Lächeln aus der gefangnen
Seele leuchtet, dem Licht thauet ihr Auge noch auf.

159 Sanfter träumet und schläft in Armen der Erde der Titan,
Selbst der neidische, selbst Cerberus trinket und schläft.

Die Elegie, um 1800/1801 entstanden, hat mehrere Korrekturen und Fassungen erhalten. Ich beziehe mich auf die zweite Fassung.

Formal hat das Gedicht eine Dreierstruktur. Es besteht aus $9=3^2$ Strophen. Wie man hier sieht, taucht ebenfalls die Zweierstruktur auf. Fast jede Strophe besteht wiederum aus $18=2\cdot 3^2$ Versen, also aus $9=3^2$ Distichen. Die 7. Strophe hat ein Distichon zu wenig. Die Symmetrie von Strophen und Distichen ist also gebrochen. Es sind also nicht $162=2\cdot 3^4$ Verse, sondern nur $160=5\cdot 2^5$ d.h. der Dreiertakt ist aufgelöst und in den Zweiertakt transformiert.

Die Dreierstruktur ist die Struktur der Vermittlung, der Zweiertakt die des Gesprächs von einer Person zur anderen, eventuell mit sich selbst. Man beachte, dass der Weingott Dionysos ein Vermittler zwischen Mensch und Gott ist, er ist aus einer Sterblichen, Semele, und einem Gott, Zeus, durch einen sexuellen Akt hervorgegangen. Ganz analog die Figur Jesus. Er ist ebenfalls Sohn einer Sterblichen, Maria, und eines Unsterblichen, des heiligen Geistes, also wieder Mittler zwischen Mensch und Gott. Das ist die eine Figur. Die andere ist das Zwiegespräch, das direkte Gespräch des Menschen mit Gott bzw. der Nacht mit dem Tag, des Mondes mit der Sonne, des Unbewussten mit dem Bewussten, der Abwesenheit mit der Anwesenheit.

In der 7. Strophe nach den drei ersten Distichen ist eine Zäsur, die durch das fehlende Distichon markiert ist: die Ferne der Götter, die den Menschen schonen, der sie zu Zeiten nicht mehr erträgt, denn sie sind zu groß für ihn.

Daraufhin kehrt der Mensch zurück in sich, in den Schlaf und den Traum, in dem das unbewusste Göttliche dem Menschen erscheint und ihn stärkt zur neuen Begegnung. Aber politisches Tun und Poesie sind noch wertlos, da sie in dürftiger Zeit keinen Boden haben, in dem sie fruchten. Es ist Winter und Demeter ist im Hades, in der Finsternis, um Persephone wieder ans Licht zu bringen und einen neuen Frühling einzuleiten. In der heilenden Nacht sind auch die Dichter, die das Blut des Gottes trinken, den Geist des Weines, durch das Brot der Demeter gestärkt, die dann wieder Priester des Dionysos, des Jesus werden können. Damit kehrt man zur Dreierstruktur zurück.

Das ganze Gedicht, wie überhaupt Hölderlins Denken, ist philosophisch getränkt von der Dialektik von Abwesenheit und Anwesenheit, von trauriger Trennung und erfüllender Gottesnähe. Nicht die Sehnsucht nach der Jugend, Kindheit, sondern das menschliche Leben ist es, das thematisiert wird. In der Abwesenheit des Göttlichen, eigentlich der abwesenden Mutter, hat der Mensch die Möglichkeit, virtuell eine Welt aufzubauen und sich so zu stärken, indem er die ersehnte Einheit imaginiert und geistig den Boden schafft, um zu kommunizieren mit den Anderen. Das sind die Bilder, die Dinge, die dichterischen Worte auch „wie Blumen“, ja selbst die behutsamen Begriffe, die in der Trennung die Einheit stiften. Sie sind der Vermittler, die auf dem Boden des heiligen Geistes, des Seins, des Äthers, eine Welt aufbauen, die gemeinsam ist und die die Vereinzelung, die nicht immer stärkt, sondern meistens vom Geist entfremdet ist, aufzuheben. Die Zweierstruktur ist also wesentlich für die Bereitung der Vermittlung, der Dreierstruktur. Eine reine Zweierstruktur wäre aber nur in der fusionellen Einigung möglich, die aber ist in der Wirklichkeit vorbei und nur dem Traum und dem dionysischen Rausch vorbehalten.

Nun zum genaueren **Inhalt** des Gedichts.

Im Aufbau wird die Dialektik klar genannt, Nichts (ersten drei Strophen)-Sein (die nächsten drei)-Nichts (die letzten drei)-Sein und so weiter oder Abwesenheit, Anwesenheit, Abwesenheit, etc.. Doch auch in den Triaden jeweils tauchen die dialektischen Momente fraktal wieder auf, ja selbst in den Strophen, die ja im Allgemeinen wieder dreimal drei Verse beinhalten. Ich habe daher die ersten drei Distichen blau geschrieben (der erfüllte Tag, d.h. die anbrechende Nacht), dann das Aufkommen des Sehns (Liebe, Gedenken und Hoffnung) in den nächsten drei Distichen rot und dann die letzten drei, die Nacht mit dem geborgten Licht des Mondes, dem Schattenbild der Erde, schwarz. Schattenbild ist natürlich die platonische Metapher für das Vergehende und Unwirkliche, aber auch die schöpferische Phantasie anregende und die Besinnung. Die Ambivalenz der Nacht: Sie kümmert sich nicht um uns, sie ist Symbol der Abwesenheit, wie auch die Götter in der Gottesferne. Sie ist traurig, wie wir (sie spiegelt das Menschliche) und gleichzeitig ist sie das Unbekannte, das Geheime, das Prächtige. das Schöpferische, Bereitende, das die Kraft des Dichtens erzeugt. Der Stille und dem Gestillten der einbrechenden Nacht, also der Befriedung steht hier ein Rauschen des Windes entgegen, das ein heilig Fremdes ist und wie am Mittag der Pan erscheint, so die Nacht den rauschenden Gott (Dionysos) der Schwärmer ankündigt. Die Befriedung zuerst (Anwesenheit), dann die Erinnerung an die Befriedung (Abwesenheit), die dann den kommenden Gott wiederum erwartet (das Anwesende im Abwesenden). Dieses dialektische Thema wird nun entfaltet werden.

In der zweite Strophe besingt Hölderlin die Nacht als das schöpferische Unbewusste, aber auch Unberechenbare als Gegenpol zum noch lieberen besonnenen Tag, der sowohl der Tag des Lichts, der Sonne, wie auch des Maßes, der Vernunft ist. Lieber ist er vor allem, wenn er die Utopien (die hoffende Seele) der Nacht eben nicht nur virtuell im Gedicht, sondern auch in der realen Welt verwirklicht. Der oberste Gott, der Lichtgott, lenkt die Welt aber für die Menschen nicht klar verständlich (die Irrenden). In der Nacht wirkt er, indem er dem Menschen durch die vermittelnden Dichter Zeichen und Ahnungen gibt. Den Zwängen aber des Tages als des Unvollkommenen, der die bedrückende Realität darstellt, ist die Nacht die Freieste, weil sie nicht passiv reagiert und nur rezeptiv, sondern aktiv kreativ ist. Man sieht hier die Spuren von Kant (die kopernikanische Wende) und Fichtes Subjektphilosophie. Dann spricht er von der Klarheit und Gewissheit entgegengesetzten Unsicherheit (Zaudern und Irren), die die Nacht auch ausweist und das Verlangen nach einigen Steinen (Halbbares) im Meer des Chaos. Nicht jeder Stein, nicht jedes Konstrukt, aber ist wahr und sucht die Vergessenheit, das Gedächtnis zu vergessen (eventuell zu dekonstruieren), das die Konstrukte aber leider festhält. Dem gegenüber ist das heilige Gedächtnis, das frühe, das das ganze Potenzial wahrer Zukunft enthält und zu imaginieren und im Gedicht (den strömenden Worten) zu beschwören gilt. Das heilige Gedächtnis vermag die Poesie zu bewahren und zu bewahrheiten. Die Nacht ist also das Mittel des obersten Gottes, dem Menschen eine andere Wahrheit, in der das richtige Gefühl lebt, mitzuteilen. Der Traum ist der Bote Gottes. Das ist sowohl biblisch wie auch griechisch. Heraklit sagte „Gott ist Tag und Nacht“, B 67).

Die dritte Strophe findet in der Bildung der Jugend, der griechischen antiken Welt, die greifbarste Utopie. Dionysos kommt aus Griechenland und dahin sollen wir zurück. Dem vernünftigen Zeitalter fehlt das kreative Gefühl, das nach Hölderlin bei den Griechen der ursprüngliche Kraft war. Die gemeinsame Welt, das gemeinsame Maß ist ein Festes, die Welt der Sprache, der Kultur, die einem Halt gibt. Aber wichtig ist, das Gemeinsame aus dem je Eigenen aufzubauen, das „in heiliger Nacht, plötzlich den Sänger ergreift“.

Heraklit: „Die Wachen haben eine einzige und gemeinsame Welt; im Schlaf wendet sich jeder der eigenen zu.“, B 89.

Die Freiheit der Nacht ist Grundlage einer guten und daher auch freien Welt. Auch hier treffen sich die Gedanken Hölderlins mit denen Kants und Fichte, wenn es um die Welt der Gesellschaft geht, das Politische. Es ist Schelling, der m.E. als einziger Philosoph die Freiheit der Natur verstanden

hat und Hölderlin folgt ihm darin in seiner Vision einer Gesellschaft auf der Basis der Natur, die fälschlicherweise unter Gesetzen steht. Aber die Natur ist eigentlich in der Nacht zu finden, die frei und schöpferisch ist und die die gute Gemeinschaft ermöglicht. Dionysos ist der Gott der schwärmerischen Nacht, dahin wir zurück müssen.

Der Parnass ist der Berg der Musen und Apollons (der Dichter) und das delphische Orakel liegt am Fuß des Parnass. Der sagenumwobene Kithairon ist mit Dionysos, Ödipous, Apollon und Artemis und Zeus verknüpft. Kadmos ist der Gründer der Stadt Theben, seine Tochter Semele die Mutter von Dionysos. Theben auch die Stadt des Ödipous und eines großen Sagenkreises.

All das deutet Hölderlin in seinem Gedicht an.

4. Strophe

Der festliche Saal mit Boden und Tisch, auf dem wir speisen und dem Thron hier, dem der politischen unwürdigen Fürsten, dort das Meer, das den Austausch der hohen Kulturen ermöglichte, aber auch beweglich ist und Nahrung bringt, dort die Berge, auf denen die menschlichen und bedürftigen erhabenen Götter wohnen, Göttliches speisen und feiern, hier die krude Mechanik des immer Gleichen ohne wesentliche Zukunft, dort die Verkündung des großen Schicksals. Wo ist unsere große Zukunft, die nicht ewig auf sich warten lässt, sondern mit einem Donnerschlag und erleuchtendem Blitz herniederkommt? Wo ist hier diese Erneuerung der Gesellschaft, die Demokratie, die das Göttliche unter den Menschen verwirklicht?

5. Strophe

Doch die Götter, die sich ankündigen, sind zu hell, die Menschen würden wie Semele von ihrem Anblick (hier des Zeus, der gerechte und freudige) blind oder gar getötet. Sie ertragen das Hohe nicht. Nur Kinder halten den Anblick aus, weil sie noch ganz in der Nähe des Gottes leben, sie sind die Vermittler, wie Dionysos (der Halbgott) und Jesus, die von beiden Seiten Erbe haben, vom Menschen und vom Gott. Der erwachsene Mensch ist zuweit entfernt von dem Wahren, er ist blind geworden für das Göttliche durch seine Fehlkonstruktionen im Denken (Fichte) und Handeln (französische Revolution mit ihrer Schreckensherrschaft). Zurück! Welche Namen haben die Götter? Sie heißen Liebe, Freundschaft, Gerechtigkeit, Genie, Poesie und Freude (schöner Götterfunken). Dionysos selbst (und wohl auch Hölderlin) ist durch sein Menschsein auch zum Teil verdunkelt und „fast war ihm Unheiliges heilig“. Womit auch Napoleon (und früher Robespierre, der Gerechte) gemeint sein dürfte. Aber die Himmlischen dulden es. Denn wie Hegel sagte, wird die Weltgeschichte durch (auch falsche) menschliche Leidenschaften vorangetrieben. Aber dann schließlich kommen sie dennoch die Götter, die mit „freier Genüge gefüllet“, nicht die Bedürftigen, die beim Ausbleiben der (unfreien) Genüge zum Terror neigen. Der Mensch, der die Göttergaben zunächst nur empfängt (auch unwissend), nun wird er selbst schöpferisch und findet er Worte für das Wahre, sein Liebstes, und seine Worte werden wie Blumen, sie sind selbst das Schöne nun, „Göttern zu Lust der Gesang“.

6. Strophe

Hier lässt Hölderlin noch einmal die schöne Utopie erscheinen und Ernst werden in der gesellschaftlichen Ordnung. Nicht nur das Gedicht, sondern auch jene sozialen Ordnungen müssen den Utopien entsprechen. Aber deren Verwirklichung scheint zu stagnieren. Keiner mehr, den die Götter erkoren und gezeichnet haben. Wo sind die weltgeschichtlichen Individuen, die Hegel, Goethe, Beethoven und viele andere feierten? Falls sie gezeichnet waren, so sind die Zeichen verwischt oder verschwunden. Was ist mit dem Menschen, mit Gott? Er kam nun selbst (Jesus), da die Würdigen fehlten.

7. Strophe

Aber das ist zu lange her oder anders gesagt, wir kommen zu spät. Die Götter haben sich zurück gezogen, da sie kein Mensch mehr erschauen kann. Sie schonen die jetzigen Menschen vor dem Erblinden, das das Wenige, was sie noch sehen sonst auch noch auslöschen würde.

Und Hölderlin hofft auf spätere Zeiten, bis Menschen wieder stark genug geworden sind, das Göttliche zu schauen. Nun nur noch im Traum reifen die Gesichte und durch die Not erwächst der Drang nach ihnen. Hölderlin will sich eher zurückziehen in die regenerierende heilige Nacht und alleine ohne Genossen bleiben, um wieder wie jene großen göttlichen Menschen zu wachsen. Aber dichten, für wen? Wer versteht das Gedicht noch, das von dem Göttlichen singt. Also schweigt er auch. Worüber man nicht reden kann und dichten soll, darüber soll man schweigen. „Wozu Dichter in dürftiger Zeit?“ Er kann nur sprechen (als Priester des Dionysos) in anderen Ländern und zur Nacht. Für den Tag (die Aktion) sind die Menschen noch nicht reif.

8. Strophe

Hölderlin gedenkt in der Götterferne noch einmal der beiden Vermittler, Jesus und Dionysos. Aber sie werden zurückkehren zu richtigen Zeit. Das Gedächtnis ist nun das Wichtige, dass die Wiederkunft auch vorbereitet sein wird und der Messias erkennbar wird, der nun als Dionysos bezeichnet wird, stellvertretend, denn er ist ja der Gott der Dichter.

9. Strophe

Die letzte Strophe ist der Versöhnung gewidmet, der Versöhnung von Tag und Nacht, von Helle und auch notwendiger Finsternis. Doch diese ist nicht mehr grausam, auch sie träumt nun und der Titan (der besiegte Gott oder die besiegten Götter der vorigen Stufe) schlafen im Schutz der guten Erde (Brot) und des besänftigenden Weins. Die Erinnerung an das Abendmahl, Brot und Wein, ist Gedenken an Jesus, den Fackelschwinger und die begründet Gläubigen, die Kinder Gottes, stimmt die Zuversicht und die prinzipielle Anwesenheit des Abwesenden heiter. Denn Finsternis, wo ist dein Stachel?

Dieses Gedicht ist trotz der Besorgnis heiter, ja optimistisch, denn es zeigt die Gewissheit der Anwesenheit, auch wenn die Mutter abwesend ist. Das Gedicht ist philosophisch, weil es die Dialektik von Tag und Nacht, Anwesenheit, Freude und Abwesenheit, Trauer aufzeigt, als notwendig (wie Goethe und Hegel) und zugleich als Fortschritt, als Chance, die verkehrten Entwicklungen zu überwinden. Denn erst, wenn man den Prozess erkannt hat, der die menschliche Welt bestimmt, kann man mit Verbesserungen die Fehler und Irrtümer korrigieren. Denn man weiß um das Göttliche auch der Menschenwelt. Das Gedicht ist aber abstrakt, es führt nur die Stimmungen richtig aus, ohne jedoch die konkreteren Strukturen nachzuzeichnen. Das ist dem Philosophen aufgegeben, der Dichter fühlt das Falsche und das Richtige, nicht aber die Gestaltungen, die es genauer hervorbringt. Dazu ist der Wein und die Liebe allein nicht fähig.